

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 10

Artikel: Wenn Affen nicken, hat es etwas zu bedeuten : eine Expedition zu den Mantelpavianen
Autor: Kurt, Fred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ruinen

alter unberührte Festung. Vom Hof aus ist es nur ein Haus, das jedermann betreten darf. – Allerdings fröstelt einen in der Eingangshalle, das große Cheminée ist noch nicht wiederhergestellt. Immerhin wärmten schon einige Bankette und Hochzeitsfeste die Atmosphäre auf.

In Küchendingen und sanitären Belangen geht es bei solchen Festen jetzt noch ein wenig dilettantisch zu. Die Wirtsfrau von nebenan wärmt die Teller auf dem Heizkessel der Zentralheizung. – Vielleicht finden wir bald einmal eine Hotel- oder Kantineküche auf Abbruch. Wer sie mir findet, wird im Haus gefeiert.

Im großen Saal des ersten Stockes werden bereits Konzerte abgehalten, im zweiten Stock Ausstellungen. Sogar im Keller sind Anlässe möglich; «es ist dort romantisch wie im Film», schwärmt unser Metzgermeister.

Das Priorshaus ist ein Anfang. Ziel ist die Gesamtrestaurierung der alten Klosteranlage und ihre Wiederbelebung im richtigen Geist. Es gibt da noch die Stadtmauer. Wenn man von der Kirche kommt, sieht man rechts einen riesigen Backsteinwürfel von 1898, eine Scheune, die an die «Tour St. Georges» und die Stadtmauer anlehnt, ja diese durchbricht. Darnach kommt wieder ein so wüstes Ding, teilweise aus Holz, welches direkt an unser Haus grenzt.

Links an den Nordflügel ist eine häßliche Garage angebaut. Das alles sollte man eigentlich ändern, wenn man Romainmôtiers Charakter zur Geltung bringen möchte. Das frühere Kloster mit den Zellen ist heute ein Schopf mit Stroh und Heu, einen Teil davon hat der Kanton gekauft. In der Wiese neben der Kirche wurden einmal die Fundamente des Kreuzganges freigelegt und wieder zugeeckt. Die mittelalterliche Klosteranlage von Romainmôtier ist eine der schönsten der Schweiz und verhältnismäßig unberührt in ihrer Einheit, dank dem eisernen Beharrungsvermögen der Bevölkerung. Die Mittel zu durchgreifenden Modernisierungen hatten glücklicherweise immer gefehlt.

Die Probleme sind zunächst einmal urbanistischer Natur: Romainmôtier war von jeher ein Städtchen. Die Landwirtschaft fühlt sich darin nicht wohl und wird völlig unrationell betrieben. Um der Schönheit willen gibt ein Bauer Stall und Scheune aber nicht zum Abbruchpreis her, und niemand zieht aus, um anderswo teurer unterzukommen.

Romainmôtier braucht eine Satellitensiedlung. Dafür könnten geräumige Gebäude, wie etwa die historische Salzkammer, nach ihrer Restaurierung materiell autonom werden.

Angesichts solcher Pläne sind wir, mein Mann und ich, kleine Zauberlehrlinge auf der Suche nach dem Meister. Der Meister für die Verwirklichung der großen Pläne wird eine Stiftung sein, zu der sich bereits mehrere Industrielle bekennen. Für diese Stiftung suchen wir nun eine neue Form. Ich stelle mir eine Zusammenarbeit von Industrie, Staat und Privaten vor, die weit genug in die Zukunft blicken und auch genug Ehrfurcht vor dem Alten haben, um nicht aus kommerziellen Gründen zu viele Konzessionen einzugehen. Unterkunftsmöglichkeiten müssen geschaffen werden, um das Städtchen wieder zu beleben. Nichts ist abschreckender, als riesengroße kühle Säle, wie in manchen wunderbar restaurierten Loireschlössern, die – unbesetzt dem Besucher entgegengähnen. Da gähnt man nur zurück.

Hier im auferstandenen weltlichen Kloster könnten alle Arten von Anlässen abgehalten werden, Sommerkurse, Studienwochen, Aussprachen, Generalversammlungen, Konzerte, Ausstellungen, und manch einer der vielen tausend schweizerischen Vereine kann sich schon heute Romainmôtier als Ausflugsziel stecken, mit einem Lunch bei modernen Halbmönchen und -nonnen. Denn nichts tut diesen alten Mauern so wohl, als zeitgenössische Lebensgeräusche, die ihnen leben helfen.

Die Illustrationen stammen von der Autorin.

Wenn Affen

Von Fred Kurt

Mit achtzehn Jahren bin ich aus dem Gymnasium Burgdorf durchgebrannt, um mit dem Zirkus Knie umherzuziehen. Ich putzte Elefanten, und das Zirkusleben gefiel mir sehr gut. Dann aber meinten meine Eltern, es wäre doch gut, wenn ich die Matur bestehen würde, für die Laufbahn zum Elefanten-Dresseur wäre es nachher immer noch früh genug.

Und wirklich, nach erreichtem Mittelschulabschluß sah die Sache dann etwas anders aus: ich immatrikulierte mich an der Universität Zürich und studierte Zoologie – aber der Zug zur Romantik und die Liebe zu den großen Tieren blieben. Ich war deshalb sehr glücklich, als sich mir bald Gelegenheit bot, mich einer Expedition meines Bekannten Dr. Hans Kummer nach Äthiopien anzuschließen.

Hans Kummer hatte einige Zeit zuvor im Zürcher Zoo die Mantelpavianne studiert und erhielt nun den Auftrag herauszufinden, wie sich diese hundsgrößen Affen in der Freiheit verhielten.

Unsere Expedition bestand aus zwei Mann und einem Jeep. Bevor wir losfahren konnten, hatten wir alle Hände voll zu tun mit Vorbereitungen, denn es war vorgesehen, daß wir ein ganzes Jahr weit ab von Städten im afrikanischen Busch leben sollten. Dr. Kummer nahm die vorbereitenden administrativen Aufgaben auf sich, die Beschaffung der Visa und die Besprechungen mit Diplomaten, Wissenschaftlern und Jägern, welche unser Reiseziel aus eigener Erfahrung kannten. Meine Aufgabe war es, die nötigen Expeditionsgegenstände einzukaufen, Fotoapparate, Feldstecher, Zelte, sowie Schlafsäcke und all die vielen kleinen Dinge, deren Wichtigkeit man zum voraus meist nicht richtig einschätzt: Nadeln, Nägel, Medikamente, Werkzeug und so weiter. Ebenso besorgte ich die Lebensmittel; mehrere Kilo Suppenwürfel, Milchpulver, Zucker, Tee, Ovomaltine und andere haltbare Eßwaren türmten sich allmählich in einem Magazin des

nicken, hat es etwas zu bedeuten

Eine Expedition zu den Mantelpavianen

Zoos, wo wir unser «Hauptquartier» eingerichtet hatten.

Als unser Abreisetag endlich nahte, verstauten wir die eingekaufte Ausrüstung in unseren Stationswagen und stellten bald einmal fest, daß dieser wohl ganz ordentlich überladen war und daß wieder einiges zurückgelassen werden mußte...

Auf der Fahrt über den Gotthard nach Neapel lernten wir unseren schweren Jeep, den wir auf den wohl-tönenden Namen «Emma» getauft hatten, näher kennen, und unsere Fahrtechnik verfeinerte sich ganz erheblich im hektischen Getriebe der italienischen Städte. Die sechstägige Schiffsreise von Neapel nach Massaua, dem äthiopischen Hafen, genossen wir von Herzen mit Faulenzen. Dann aber ging es los.

Wir suchen «Madaniti»

Auf dem Weg von Massaua nach Addis Abeba fielen uns die vielen Haustierherden der Eingeborenen auf, welche entlang der breiten Piste getrieben wurden. Wildtiere sahen wir wenige. Hie und da einige Hornraben, hühnergroße schwarze Vögel, ab und zu eine Ginsterkatze, die hastig über die Straße flüchtete, und oft Geier, welche zu zweit oder zu dritt ihre Vöten am Himmel zogen.

Ich weiß heute nicht mehr genau, wo es war – auf jeden Fall dachten wir nicht an Paviane, als ein Rudel von etwa zehn Tieren über die Piste preschte. «Paviane!» riefen wir beide gleichzeitig, stoppten den Wagen und rannten zurück an die Stelle, wo vor wenigen Augenblicken die Affen über die Straße gewechselt hatten. Wir sahen aber nichts mehr, obwohl wir ihnen zu folgen versuchten; dichte Akazienbüsche verhinderten uns die Sicht und nach wenigen hundert Metern auch das Weiterkommen. Enttäuscht kehrten wir zum Wagen zurück.

Von Professor Stark und Professor Frick, zwei Anatomen aus Frankfurt, hatten wir vernommen, daß der Mantelpavian besonders in der Gegend von Errer und Dire Dawa vorkommt.



Illustration Fred Bauer

Nach ihren Berichten sollte es auch in der Nähe von Addis Abeba Paviane geben. Wir beabsichtigten also, nachdem wir mit Hilfe des freundlichen Schweizer Botschafters in Addis Abeba, Herrn de Stoutz, bald einmal die nötigen Bewilligungen und Formulare erhalten hatten, die einzelnen Paviangebiete aufzusuchen.

Als wir losfuhren, waren wir richtige Anfänger. Wir kannten zwar die Richtung, in welche wir steuern mußten, und die Namen der Dörfer, wo wir übernachten konnten. Wir hatten auch Karten, auf welchen wir genau eingetragen hatten, wo früher Paviane gesichtet wurden. – Aber wo und wie wir die Affen selbst finden konnten, wußten wir nicht.

Da mußten uns die Eingeborenen helfen! Wir verhandelten mit ihnen unter Beistand unserer beiden Boys Mohammed und Salomon, welche die Dorfältesten der Gegend fragten: «Dschinschero alle? – gibt es Paviane?» Auf diese Frage wurden wir meist mit verdutzten Gesichtern eingehend gemustert. Dann folgte ein zögerndes Nicken und wir wurden zur Rede gestellt, was für kuriose Gründe uns Europäer dazu trieben, hieher zu kommen und Affen zu suchen. Die fremden Herren, die bis anhin in den

Dörfern erschienen seien, hätten nach den Ambassa, den Löwen, oder nach Agasen, den großen Kudus, gefragt – aber diese Schädlinge von Affen gebe es doch wohl überall, auch in Europa.

Wir merkten bald, daß wir an kein Ende kämen, wenn wir lange darlegten, daß es uns einfach interessiere, wie die Affen lebten. Wir mußten eine Notlüge gebrauchen und erklärten mit feierlicher Miene, wir suchten eine neue Madaniti, eine neue Medizin. – Und das Schweizer Kreuz, welches wir an der Türe unseres Wagens aufgemalt hatten, verstärkte die Wirkung, denn die Eingeborenen hielten uns für Vertreter des Roten Kreuzes. Sie bezeichneten uns sogar als Hakim, als Ärzte. – Und nun wurden wir von den Dorfältesten zum Kaffee eingeladen, mußten hie und da Kranke behandeln und bald gab man uns Buben mit, die uns zu den Affen führten.

Volkszählung

Das war an und für sich nicht schwierig; kaum ein Tier ist im Busch so einfach zu finden wie der Mantelpavian. Die Affen übernachteten in Schlafgemeinschaften von dreißig bis dreihundert Tieren an Felsen, welche sie zwei oder drei Stunden vor der

Wenn Affen nicken

Abenddämmerung aufsuchen. Die Schlafstellen sind den Eingeborenen bekannt, und mit den Worten «Basi dschinschero» deuteten unsere Führer da und dort gegen die nackten hohen Felswände, welche uns durch Kotspuren verrieten, daß sie bewohnt waren.

Wir hatten nun nichts anderes zu tun als zu warten, bis am Ende des Nachmittags die Affen «heimkamen»; dann versuchten wir sie zu zählen und herauszufinden, wieviele Männchen, wieviele Weibchen und wieviele Junge in einer Herde wohl zusammenlebten. Einer von uns guckte durch den Feldstecher und diktierte dem andern, welcher notierte: «Männchen 3jährig, Weibchen 2jährig, Männchen 4jährig . . .»

Oft hatten wir alle Mühe, die großen Herden auszuzählen. Die Arbeit war langweilig und verlangte äußerste Konzentration. Den Eingeborenen machten wir aber damit Eindruck: sie meinten, daß es sich bei unserem monotonen Männchen-Weibchen-Geleier wohl um Zaubersprüche handle, mit welchen wir die neue Medizin suchten.

Ich habe noch nicht erzählt, wie es möglich war, Männchen, Weibchen, junge und alte Paviane auseinander zu halten. Das ist einfach: Die erwachsenen Pavianmänner tragen einen silbergrauen Haarmantel um die Schultern, woher auch der Name Mantelpavian stammt; die Weibchen sind bedeutend kleiner, besitzen keinen Haarmantel und auch nicht so lange Eckzähne wie die Männchen; und die Neugeborenen, welche von den Müttern an der Brust oder auf dem Rücken getragen werden, sind nicht braun-grau wie ihre Eltern, sondern schwarz und ungefähr so groß wie eine kleine Katze. Die älteren Affenkinder, die Halbwüchsigen, gruppieren wir je nach ihrer Größe in verschiedene Altersklassen.

Der Baron

Auf unserer ersten Tour lernten wir so sehr viele Pavianherden kennen. Nirgends jedoch hatten wir ein Ge-

biet, welches geeignet war, die Paviane während des ganzen Tages zu beobachten. Unser Problem war, einen Ort zu finden, an dem die Tiere von Menschen ungestört lebten, wo sie nicht dauernd in die Felder der Eingeborenen einbrachen und deshalb wieder verjagt wurden. Auch sollte die Vegetation so beschaffen sein, daß die Sichtdistanz, also die Entfernung, in welcher wir Paviane sehen konnten, größer war als ihre Fluchtdistanz.

Aus unseren Notizen, welche wir in Europa bei Kennern Äthiopiens gesammelt hatten, entnahmen wir, daß die Gegend an der Ostgrenze des Landes wohl die geeignetste wäre. Sie hatte allerdings einen Nachteil: Hier lebten die aufständischen Issas, von denen die schrecklichsten Geschichten kursierten; sie würden Fremde fangen, foltern und ausrauben, erzählte man uns. Ein Jahr vor unserer Ankunft hätten sie sogar die Djibouti-Bahn gestoppt und ausgeplündert!

Als wir nach unserer Rückkehr nach Addis Abeba verlauten ließen, daß wir in das Issa-Gebiet fahren würden, erklärten uns die ansäßigen Weißen beinahe als verrückt. Als wir aber trotzdem nicht von unserer Idee abließen, empfahl man uns einen Führer: einen gewissen Baron von Wolff, welcher den Ruf genoß, einer der besten Kenner Äthiopiens zu sein. Man versicherte uns, er wäre zweifellos bereit, uns zu begleiten, und wir schickten sogleich einen unserer Boys zu dem berühmten Mann.

Unerfahren wie wir waren, stellten wir uns den Afrikakenner als eine Mischung zwischen Tarzan und Cowboy vor. – Wir wurden einigermaßen enttäuscht: unser zukünftiger Führer sah eher aus wie Sam Hawkins aus den Büchern von Karl May, ein kleines Männchen mit einer dicken Brille, einem schäbigen Filzhut, speckigen Tiroler-Hosen und Socken, welche zwar bei den Knien ihren Anfang nahmen, aber schon bei den Knöcheln endeten. Seine nackten Füße steckten in abgetretenen Turnschuhen. – Weder Hans Kummer noch ich waren uns gewohnt, Menschen nach ihrem Äu-

ßeren einzuschätzen, und als sich der Baron selber auch als erfahrener Führer des Landes, der die verschiedenen Eingeborenen-Dialekte geläufig spreche, anpries, beschlossen wir, ihn auf unserer nächsten großen Fahrt in den Osten des Landes mitzunehmen. Immerhin war der Mann ein ausgezeichneter Tiermaler und besaß zwei moderne Schußwaffen, was wir auch nicht verachteten. – Und also fuhren wir los.

Der Weg führte von Addis Abeba nach Hauasch, einer Station an der Djibouti-Bahnlinie. Dort übernachteten wir zum letzten Mal in einem Hotel. Und am nächsten Tag ging es von der Piste weg auf schmalen Pfaden in unbekanntes Gebiet hinein.

Wo bleibt der Braten?

Den ganzen Tag suchten wir nach Affen und Schlaffelsen, und am Abend waren wir sehr froh, daß unser Reisebegleiter uns eine Stelle am Arbafluß nennen konnte, wo es angeblich trinkbares Wasser gab. Am Ufer stellten wir unsere Zelte auf. Braun floß das Wasser träge in dünner Rinne.

Es war etwa 17 Uhr, als der Baron erklärte: «Wissen Sie, Büchsenfleisch mag ich nicht. Ich werde selber für einen saftigen Braten sorgen!» Und schon war das Brillenmännchen in den Büschen verschwunden.

Kaum eine Stunde später vernahmen wir einen Schuß aus Richtung Südwest; das Wasser begann uns im Mund schon zusammenzulaufen. Aber nichts weiter geschah.

Kurz vor dem Einnachten wurde es unruhig in der Gegend: eine riesige Herde von Kühen und Kamelen zog durch unser Lager zum Fluß, Tiere einer Nomadensippe, die ihre Zelte in der Nähe aufgeschlagen hatte. Die Männer, welche die Tiere begleiteten, trugen alte Gewehre quer über den Rücken und lange Krummdolche im Patronengurt. Uns graute, denn auf der Fahrt zum Arbafluß hatte der Baron uns entsetzliche Schauergerichten von den Adal-Nomaden erzählt. Und da waren sie also! – Indessen so plötzlich wie sie gekommen

Wenn Affen nicken

waren, verschwanden die Krieger auch wieder, wie in einem Film.

Plötzlich wurde es nun dunkel. Der Baron war nicht zurückgekehrt. Hungrig warteten wir noch eine Weile, dann aber holten wir doch das Büchsenfleisch hervor, aus dem Antilopenbraten schien ja vorerst nichts zu werden.

Schließlich aber begannen wir uns Sorgen zu machen. War der Mann überfallen worden oder hatte er im Busch den Weg nicht mehr zurückgefunden? – Wir mußten ihn suchen.

Wir waren zu viert. Das heißt eigentlich zu dritt, denn einer der beiden Boys fürchtete sich so sehr, daß er sich in einem der Zelte verkrochen hatte. Hans Kummer entwickelte den Plan: er wollte zusammen mit dem andern Boy in der Richtung, aus welcher wir den Schuß gehört hatten, nach dem verschwundenen Baron suchen. Und meine Aufgabe war es, eine vier Meter hohe Akazie zu besteigen und von dort aus mit einem Scheinwerfer Lichtsignale abzugeben, damit die Suchmannschaft den Heimweg wieder finden könnte.

Nun hatte auch ich Angst. Wie lange ich auf dem Baum gesessen bin und Lichtsignale gegeben habe, weiß ich nicht. – Da knallte plötzlich im nahen Lager ein Schuß! Was war passiert? War der Baron unerwarteterweise zurückgekehrt und gab uns ein Signal, oder wurde der zurückgebliebene Boy von den Nomaden überfallen?

Ich verhielt mich ganz ruhig und

Vier Photos

Wir zeigen auch in diesem Heft wie immer die gleiche Reihenfolge der Bildthemen: Struktur, Mensch, Tätigkeit, Umwelt.

Diese Photos sind von
Albert Winkler
Walter Studer
Albert Winkler
Gerhard Howald

horchte in die Totenstille hinaus – und da, tatsächlich vernahm ich aus der Ferne Stimmen: der Baron, mein Freund und der Boy! Ich kletterte hinunter und wir schlichen zu viert gegen die Zelte. Dort saß vor dem glimmenden Feuer unser Salomon, vor Angst zitternd und eines der Gewehre des Barons schußbereit in der Hand! Und schon zielte der Kerl wieder gegen eine bestimmte Stelle außerhalb des Lagers...

Von dort drang Rascheln kaum hörbar zu uns. Ein zweiter Schuß fiel – und der «Feind» löste sich in nichts auf. Irgend ein harmloses Wüstenmäuschen muß dort nach Nahrung genascht haben!

Nach dieser Entdeckung hätten wir uns eigentlich in Frieden endlich zur Ruhe legen können. Aber damit war nichts. – Kaum hatte der Baron diesen Salomon in Griffnähe, ging er auf ihn zu und verdrosch ihn derart mit der Waffe, weil «kein Schwarzer nicht die Waffe eines Weissen zu gebrauchen hat!»

Das war nun zuviel für den andern Boy, und zu zweit gingen sie auf den Baron los!

Dann kam die Reihe an Hans Kummer und mich: jeder von uns nahm sich einen unserer Boys und versuchte ihn mit gütigen, jedoch strengen Worten zu beruhigen. – Inzwischen hatte sich der Baron gemütlich an den Tisch gesetzt und verzehrte in aller Ruhe den Rest unserer Mahlzeit. Und als wir unsere Boys endlich soweit hatten, daß nichts mehr zu befürchten war, fragten wir dann den Baron, warum er nicht zeitiger zum Zelt zurückgekommen sei?

Natürlich wollte er nicht zugeben, daß er sich verirrt hatte, und öffnete zu unserem Erstaunen seinen Rucksack, in welchem er die Hörner und die Keulen eines Wasserbockes mitgebracht hatte, den er geschossen. So kamen wir zu einem zweiten Nachtessen. Das Antilopenfleisch schmeckte uns ausgezeichnet, und wir vergassen bald einmal unseren Groll.

Am andern Morgen stellten wir eine weitere Änderung an unserem Expe-

ditionsführer fest: Seine steife Tiroler-Hose war blutrot-braungefärbt, von der tropfenden Keule her! Und der rötliche Hinterfleck gab uns Anlaß, unseren Begleiter damit zu necken, daß er mit diesem Merkmal aufpassen müsse, daß er nicht für einen Riesenspavian gehalten werde!

Abschied

Als wir nach einigen Tagen im Hotel von Hauasch beim Nachtessen saßen und dem staunenden Wirt von unseren Abenteuern berichteten – erschien plötzlich die Polizei – angeführt von unserem Salomon – und verhaftete uns! Wir wurden gebeten mitzukommen und nach einem Aufenthalt von einigen Stunden im Gefängnis dem Polizeihauptmann vorgeführt. Von ihm vernahmen wir endlich den Grund unserer Festnahme: wir hätten nach Angabe unseres Boys ohne Bewilligung gejagt!

Der Zwischenfall schien Hans und mir bedeutungslos, denn gejagt hatte nur der Baron, und dieser besaß, wie er uns versichert hatte, eine Jagdbewilligung. Leider aber hatte er uns in dieser Beziehung angeschwindelt. Er besaß zwar eine Jagdbewilligung... doch war diese seit Jahren abgelaufen und hatte zudem seinerzeit nur für den Abschluß von Wildschweinen gegolten. Von Wasserböcken und andern Antilopen stand nichts darauf.

Es kam zu einer Gerichtsverhandlung. Weil diese Verhandlung nicht in Hauasch, sondern in der Provinzhauptstadt Nazareth stattfinden sollte, mußten wir zwei Tage lang dorthin fahren, begleitet von zwei Polizisten, die uns bewachten. Als die Gerichtsverhandlung nach weiteren zwei Tagen endlich stattfand, wurden Hans Kummer und ich freigesprochen, der Baron jedoch wurde zu drei Wochen Gefängnis verurteilt.

Nun hatten wir keinen Führer mehr und auch nur noch einen Boy. Den andern hatten wir entlassen, nachdem er bei der Verhandlung versucht hatte, auch uns mit falschen Aussagen einen Aufenthalt im Gefängnis zu verschaffen.

Wenn Affen nicken

Eheliche Treue – mit Nachhilfe

Den geeignetsten Beobachtungsplatz fanden wir nun selber ganz in der Nähe von Errer Gota. Hier war es ideal: die Affen flüchteten kaum vor den Menschen, und das Gebiet war so offen, daß die Sicht fast nicht verdeckt wurde. Auch war es uns möglich, im Hotel von Errer Gota jeden Sonntag zu baden und einzukaufen.

Täglich überprüften wir nun die Untersuchungsergebnisse, welche Hans Kummer bei den gefangenen Pavianen im Zürcher Zoo gesammelt hatte, und erkannten, dass auch die wilden Paviane eigentliche Harems besaßen. Zwei bis sieben Weibchen gehören zu einem bestimmten erwachsenen Pavianmann. Sie begleiten ihn auf seinen täglichen Märschen vom Schlaf-felsen zu den Trinkstellen oder den Akazienwäldern, in welchen das Futter gesucht wird. Der Pavianmann marschiert seinen Frauen voraus. Folgen sie ihm nicht, so bleibt er stehen und blickt zurück, welche Aufforderung normalerweise genügt, um den Marsch wieder in Ordnung zu bringen. Kommt die Widerspenstige immer noch nicht nach, dann zeigt der Pascha seine Zähne, und bei nochmaligem Widerstand rennt er zurück und beißt sie kurz in den Nacken. Das genügt in jedem Fall!

Der Name Harem schien uns unzutreffend. Wir ersetzten ihn durch den Begriff der Ein-Mann-Gruppe, denn neben den Weibchen gab es in diesen Gruppen auch die Jungen, welche ihre Mutter begleiteten.

Es war nicht einfach festzustellen, welche Frauen zu welchen Pavian-männern gehörten. Es hätte ja sein können, daß ein Männchen irgend eine Anzahl Weibchen führte und daß die Begleiterinnen täglich gewechselt worden wären.

Nach einiger Zeit unter den Affen lernten wir ganz bestimmte Tiere dadurch kennen, daß ihre Gesichter unverkennbare Ähnlichkeiten mit bestimmten Menschen aus unserem Bekanntenkreis aufwiesen. Andere Tiere trugen kleine Narben auf Stirnen und

Wangen, welche wir mit dem Feldstecher erkennen konnten. Paviane, die weder Narben hatten noch unseren Bekannten glichen, erhielten künstliche Marken: wir hängten dazu Lebensmittelfarben in kleinen Fläschchen in die Bäume hinauf und sahen zu, wie die Tiere, getrieben von ihrer Neugierde, die Gefässe leerten, erschranken, und sich dabei mit der Farbe verschmierten.

Dank diesen vielen uns persönlich bekannten Affen war es uns möglich festzustellen, daß Pavianweibchen unter den Männchen nicht vertauscht werden, sondern treu einem bestimmten Mann und nur diesem folgten.

Agnes und Konrad

Wie diese «Ehen» geschlossen wurden, wußten wir lange nicht, und ich glaube, wir hätten es nie herausgefunden, wenn wir nicht von Bekannten, welche an der Somaligrenze, 900 Kilometer weiter von uns als Öl-Geologen arbeiteten, zwei Paviankinder erhalten hätten: Agnes war ein etwa dreijähriges Weibchen und Konrad ein kaum einjähriger Pavianbub. Sie spielten bei uns im Lager. Wenn Paviankinder spielen, so bedeutet das, daß sie alles untersuchen, herumwerfen und – natürlich nicht mehr versorgen. Unser Boy hatte alle Hände voll zu tun, den angerichteten Schaden jeweils am Abend vor unserer Rückkehr wieder zu beheben.

So gern wir Agnes und Konrad mochten, dauernd konnten wir sie nicht bei uns behalten. Sie begannen sich an uns zu gewöhnen, und wir fragten uns, was mit ihnen geschehen werde, wenn wir nach Monaten wieder in die Schweiz fahren würden?

Wir beschlossen, die beiden Affen mit der Wildnis und mit ihren wildlebenden Artgenossen vertraut zu machen. Wir hatten gemerkt, daß die beiden Paviankinder sich brennend für Emma, unser Auto, interessierten. Doch bis anhin hatten wir ihnen den Zutritt verboten.

Beim Aussetzen der beiden mußte auch Emma helfen, das stand fest. Wir stellten sie etwa 300 Meter neben

ZUSAMMENHÄNGE IN DER NATUR

Von Willy Gamper

Das grüne Blatt vollbringt ein Wunder

Wenn die Sommersonne golden durch zartes Laubwerk fällt, möchte der Maler zum Pinsel greifen. Der Wissenschaftler denkt vor dem gleichen Bild an Chemie. Der Naturfreund aber staunt ehrfürchtig, denn für ihn spielt sich hier ein Wunder von kaum faßbarer Tragweite ab.

Ein grünes Blatt, gleichgültig von welchem Pflanzenzweig wir es brechen, ist ein vollkommenes chemisches Laboratorium. Oder eigentlich ein ganzer Laborkomplex, denn jede der vielen hunderttausend mikroskopisch kleinen Zellen, aus denen ein Blatt aufgebaut ist, arbeitet als eigenständige Werkstatt. An Rohstoffen werden Wasser und der Luftbestandteil Kohlendioxyd verarbeitet, Energiequelle ist das Sonnenlicht und als Endprodukt entsteht zunächst Zucker.

Ein Heer von Forschern bemüht sich, hinter das Fabrikationsgeheimnis des Pflanzenblattes zu kommen. Es wäre zu verlockend, aus so billigen Rohstoffen ein derart kostbares Produkt erzeugen zu können. Bis heute ist es ihnen nicht gelungen; sie wissen aber neben vielem anderem, daß der Sitz der erstaunlichen chemischen Umsetzungen in den grünen Chlorophyllkörnern der Blattzellen zu suchen ist.

Als Nebenprodukt der Zuckerfabrikation fällt Sauerstoff ab. Er wird durch feine Öffnungen in der Blattfläche ausgeschieden. Die Menge des auf diese Weise immer neu erzeugten Gases reicht dazu aus, die gesamte Tierwelt, die Menschheit und eine

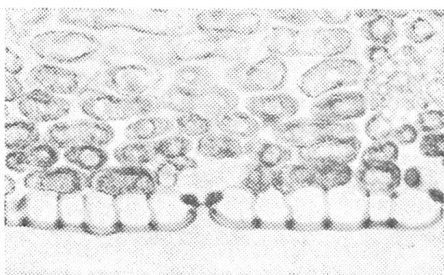
Zusammenhänge

Unzahl anderer Verbraucher mit dem für sie lebenswichtigen Element zu versorgen und den Sauerstoffvorrat in der Erdatmosphäre stets konstant zu halten.

Ebenso lebensnotwendig wie das Sauerstoffgas ist für Mensch und Tier der von den Pflanzen erzeugte Zucker. Aus ihm werden, zum Teil unter Beizug anderer chemischer Elemente, kompliziertere Verbindungen wie Stärke, Zellulose, Fette und Eiweiße aufgebaut. Sie alle bilden zusammen den Pflanzkörper. Dieser aber ist die Nahrungsgrundlage einer großen Zahl von tierischen Lebewesen. Sie wandeln die aufgenommenen Stoffe in neue Substanzen um, welche wir vereinfachend als Fleisch bezeichnen wollen. Davon ernährt sich einerseits ein Heer räuberisch lebender Wesen.

Weder Mensch noch Tier wären imstande, aus den Grundstoffen, die uns unser Planet zur Verfügung stellt, ihre Ernährung zu sichern; sie brauchen als Mittler dazu die grüne Pflanze.

Indem die Pflanzenzellen für ihre chemischen Umsetzungen als Energiequelle die Sonne in Anspruch nehmen, schließen sie den gesamten Lebenskreislauf der Erde an diesen gewaltigen außerirdischen Motor an. Da aber Sonnenlicht durch atomare Spaltungs- und Verschmelzungsprozesse im Innern des Tagesgestirns erzeugt wird, darf man staunend erkennen, daß es die Pflanzen seit Jahrmillionen verstehen, sich auf ihre Weise die Atomenergie nutzbar zu machen.



Querschnitt durch ein grünes Laubblatt. Es sind Blattzellen und ein Teil der Mittelrippe mit Leitungsbündeln zu erkennen.

Wenn Affen nicken

unserem Lager bei einer Akazie auf, verschlossen die Motorhaube und den Deckel zum Benzintank, öffneten aber die Fenster auf allen Seiten.

Das neue Spielzeug wurde von unseren «Adoptivkindern» mit Freude angenommen. Um zu ihm zu gelangen, mußten die Affen ein Stück freie Steppe durchqueren, und dort lernten sie natürlich auch etwas von ihrer neuen Umgebung kennen. Sie kletterten den ganzen Tag auf dem Auto, im Auto und unter dem Auto herum, begeisterten sich für die beweglichen Pedale und den Schalthebel, und mit der Zeit übernachteten sie sogar im Jeep.

Väter, die entscheiden

Eines Tages zog eine Herde wilder Paviane auf dem Weg von den Futterstellen zu den Schlaffelsen an unserer Emma vorbei. Zufällig waren wir schon im Lager und konnten nun etwas beobachten, das sehr wichtig war: die beiden, wie gewohnt auf dem Wagen herumkletternden, zahmen Affenkinder verschwanden alsbald ins Wageninnere, und die wilden begannen sich sehr für die Fremdlinge zu interessieren. Aber nicht etwa die Weibchen waren es, die nach den fremden Jungen Ausschau hielten, sondern die erwachsenen Männchen! Furchtlos näherten sich diese dem Jeep im Trab, schlangen sich auf die Motorhaube und das Dach und starrten durch die Scheiben. Nach einigem Zögern kletterte der Mutigste der wilden durch das offene Seitenfenster ins Auto und faßte... unglücklicherweise mit seiner Hand das Steuerrad genau dort, wo der Knopf des Hornes lag... es hupte, die ganze Herde erschrak... und augenblicklich ergriffen alle die Flucht zum Schlaffelsen.

Aus dieser Begebenheit schlossen wir, daß es wohl am besten wäre, wenn wir unsere beiden zahmen Paviane einmal am Abend zu einer Herde am Schlaffelsen mitnehmen würden, um sie dort den Affen «vorzustellen». Gesagt, getan: Wir packten Agnes und Konrad in eine Kiste und brachten sie zu jener Herde, welche sich be-

reits so stark an unsere Anwesenheit gewöhnt hatte, daß sie uns bis auf sechs Meter herankommen ließen.

Als die Affen am Abend anrückten, ließen wir Konrad und Agnes aus dem Käfig. Sie spazierten am Fuße des Schlaffelsens und spielten, ohne die wilden Männchen der Herde zu bemerken, welche angestrengt nach ihnen Ausschau hielten...

Da, plötzlich näherten sich zwei Paviane in raschem Galopp den beiden und forderten sie mit den beschriebenen Gebärden auf, ihnen zu folgen. Und erstaunlicherweise verstanden unsere zahmen Affen die Sprache sofort: Konrad setzte sich auf den Rücken seines «Adoptivvaters», und auch Agnes ließ sich ohne weiteres zum Schlaffelsen führen, wo beide unbehelligt in den Armen der wilden Pavianmänner übernachteten.

Am andern Morgen waren wir sehr früh beim Felsen, ausgerüstet mit dem Tagesproviant, gespannt, wie die Geschichte nun weitergehen würde. Wir entdeckten Konrad und Agnes sogleich unter den andern fünfzig Affen. Als die Herde sich beim ersten wärmenden Sonnenstrahl nach oben verschob, um sich auf den höher gelegenen Felskanten zu sonnen, kletterten Agnes und Konrad den beiden Führern ohne weiteres nach. Als sich aber zwei Stunden später der ganze Paviantröb in Bewegung setzte, um auf die Futtersuche zu gehen, machten Agnes und Konrad nicht mehr mit – sie blieben zurück und hielten ängstlich nach uns Ausschau. Mit ihnen blieben indessen auch die beiden Adoptivväter zurück.

Verschoben wir uns nun in Richtung der abziehenden Herde, so gaben auch Konrad und Agnes dem Drängen der wilden Männchen nach und folgten ebenfalls, blieben wir aber stehen, so hielten auch sie an.

Nach einigen Tagen änderte sich das Verhalten der beiden Pavian-Kinder, sie beachteten uns weniger und weniger und gehorchten schließlich nur noch ihren Führern.

Aus dieser zufälligen Beobachtung ergab sich für unsere Untersuchungen

die wichtige Tatsache, daß sich erwachsene Pavianmänner alleinstehenden Kindern fürsorglich annehmen!

Geh du voran!

Wir fragten uns weiter, ob wohl auch die Ehen dieser Affen bereits geschlossen würden zu einem Zeitpunkt, da die zukünftigen Pavianfrauen noch keine Frauen, sondern halbwüchsige Jungtiere waren. Bei unseren regelmäßigen Zählungen hatten wir erfahren, daß sich in verschiedenen Einmanngruppen Weibchen aufhielten, die nicht Kinder der ältern Weibchen in der Gruppe waren, sondern aus fremden Gruppen stammten. Nie aber hatten wir gesehen, wie diese halbwüchsigen Weibchen in die Gruppen gekommen waren. Zur Abklärung dieser Frage stellten wir weitere Versuche an: wir wollten fremde Paviane aussetzen.

Bevor man allerdings Paviane aussetzt, muss man sie haben. Wir mußten diese Versuchsaffen an einem Ort fangen, der so weit von unseren Beobachtungsherden entfernt war, daß wir annehmen konnten, mit dem Fang keine Aufregung zu verursachen.

Zu diesem Zweck zogen wir nach Dire Dawa, einer verhältnismäßig großen Stadt. Dort gab es am Rande der Siedlung verschiedene Pavianherden, welche sich schon so an die Menschen gewöhnt hatten, daß man sich ihnen bis auf wenige Meter nähern konnte. Diese Affen leben fast ausschließlich von Opuntien, den mannshohen Kaktuspflanzen, deren Stacheln den Affen nichts anhaben.

Nach einigen mißglückten Anläufen, bei denen uns die Tiere souverän manches Mal unsere Fallen zertrümmerten, hatten wir endlich sechs Affen in unserem Käfig – und erstaunlicherweise trat nun sofort Frieden ein! In dem Augenblick nämlich, da die Affen in der Dunkelheit waren, beruhigten sie sich!

Die Fangergebnisse waren immer die gleichen: unsere Käfiggruppen setzten sich stets aus einem erwachsenen Männchen, seinen Weibchen und deren Jungen zusammen. Und der

Mann war immer der erste gewesen, der in die Falle gegangen war.

Damit wir die versetzten Tiere sicher wieder erkennen konnten, gossen wir durch die Luftlöcher der Kästen wieder ungiftige gelbe, rote, blaue und grüne Lebensmittelfarben, die stark an den Haaren hafteten.

Und wie verhielten sich nun die wilden Affen, als sie zum ersten Mal ihre versetzten Artgenossen erblickten? – Ganz ähnlich, wie wir es aus den Beobachtungen mit Konrad und Agnes kannten: Einige Männchen rannten auf die freigelassenen Pavianweibchen und deren Junge zu, welche sich, vom langen Transport leicht benommen, unsicher in der neuen Welt bewegten. Ein Blick genügte – und die ausgesetzten Tiere folgten demjenigen Männchen, das sich zuerst vor sie gestellt, durchdringend angeschaut und mit dem Kopf leicht nickend begrüßt hatte.

Zu diesem Zeremoniell kam es nur dann, wenn die versetzten Pavianweibchen beim Aussetzen den Kontakt mit ihren Männchen verloren hatten. Einige Male flüchtete die ausgesetzte Gruppe in geschlossener Formation vor den sich nahenden Pavianmännern, angeführt von ihren bisherigen Leitmännchen. Sogleich wurde sie jedoch verfolgt und nach einem rasenden Wettrennen eingeholt, der ausgesetzte Mann verjagt und das Gefolge von verschiedenen neuen Männern adoptiert. Wir haben nie festgestellt, daß ausgesetzte erwachsene Pavianmännchen in eine fremde Herde aufgenommen worden wären...

Auch mageren Jahren gewachsen

Neben dem sozialen Verhalten der Paviane, wollten wir aber auch wissen, wie die Tiere ihre Umweltprobleme bewältigten.

Das Gebiet von Errer Gota, in welchem unsere Beobachtungsherden lebten, lag in einem 10 bis 20 Kilometer breiten Buschgürtel zwischen den Amhar-Bergen und dem Südrand der Danakil-Wüste. Das flache Gelände durchzog ein Gewirr von unendlich vielen ein bis fünf Meter tiefen und

zwei bis fünfzig Meter breiten Rinnen – die Wadis, die sich infolge der Wasserfluten während der Regenzeit in den Boden gefressen hatten.

Die spärliche Vegetation bestand hauptsächlich aus Akazien, Büschen und Bäumen, aus Sisal und Opuntien. In der Trockenzeit, von Herbst bis Ende Frühling, war in einem Umkreis von etwa 50 Kilometer kaum ein Wasserloch zu finden, der staubige Steppenboden wurde weiß gebrannt, und die Bäume verloren das Laub. In der kurzen, aber heftigen Regenzeit ergrünte dann jedoch die Vegetation mit einem Schlag: Auf dem nackten Boden wuchsen Gras und Kräuter, einige der Wadis schwellen innert Stunden zu Wildbächen an, die alles mit sich rissen – und plötzlich wieder versiegten.

In dieser Regenzeit gab es Betrieb im Beobachtungsgebiet: Von Norden her wanderten Antilopen ein, vor allem Giraffengazellen, Sömmeringgazellen, Oryxantilopen und kleine Kudus. Aus den Bergen zogen die großen Kudus und Buschböcke in unser Gebiet ein. Und alle diese Tiere, auch die Herden von Nomaden, fanden nun ausreichend Nahrung an der frisch gewachsenen Vegetation.

Für die Paviane war während der Regenzeit der Tisch reichlich gedeckt, gegen den Herbst aber, bei Nachlassen des Regens, verdorrte das Gras, die Antilopen verließen das Gebiet, und Nomaden trieben ihre Herden wieder nordwärts. Die Paviane aber blieben. Im harten ausgetrockneten Steppenboden begannen sie jetzt nach Wurzeln zu graben, fingen Insekten oder ernährten sich von dürrer Laub. Und in den wasserlosen Wadis gruben sie an geeigneten Stellen kleine Wasserlöcher.

Auch bei anderer Gelegenheit fiel uns die Anpassungsfähigkeit dieser Affen auf: Die stacheligen Opuntienwälle in der Nähe von Dire Dawa, deren Früchte den Pavianen als Nahrung dienten, sollen einst von den italienischen Kolonisatoren zum Schutz gegen aufständische Nomaden angepflanzt worden sein. Dieser Kak-

Wenn Affen nicken

tus wächst sehr rasch und verdrängt die andere Vegetation, auch die meisten Tiere müssen ihm weichen. Wir fanden nur zwei Lebewesen, denen die kleinen Stacheln nichts anhaben konnten: die Kamele und die Paviane.

Sie waren einmal Menschen

In der Nähe von Dire Dawa gibt es mehrere Felswände, die den Pavianen als Schlafquartier dienen. Im Kot, den sie geschickt aus den Terrassen der Felsen herauswischen, befinden sich regelmäßig unverdaute Opuntiensamen, welche am Fuss des Felsens zu Pflanzen heranwachsen. So sind heute wunderbarerweise fast alle in Stadtnähe liegenden Pavianfelsen durch einen eigenen Opuntienwald geschützt, was die Jagd auf die für die neuangelegten Plantagen sehr schädlichen Affen stark erschwert.

Oft wurden wir gefragt, warum wir diese Räuber nicht abschießen halfen. Nun – es lag nicht im Interesse unserer Studien, und so fragten wir einmal einen eingeborenen Pflanzer zurück, der uns bat für ihn zu jagen, warum er selber da nicht eingreife.

Zögernd erklärte uns der Mann, daß er das nicht könnte, und als wir weiter fragten, erzählte er uns folgende Geschichte: Vor sehr, sehr langer Zeit gab es auf der Erde böse Menschen, welche nicht nach den Geboten Allahs lebten. Allah entschloss sich, die Ungehorsamen zu bestrafen. Er schickte sie in die Hölle, wo sie sich auf die große Pfanne setzen mußten. Dann verurteilte er ihr Äußeres, gab ihnen lange Eckzähne und einen Schwanz und schickte sie zurück auf die Erde. – Als Beweis dieser Begebenheit könnt Ihr heute noch sehen, daß die Tschinscheros einen roten verbrannten Hintern haben.»

Das Jahr, welches Dr. Hans Kummer und ich in Äthiopien verbracht hatten, war eher zu Ende als wir dachten. In der Schweiz brauchten wir mehr als ein Jahr, um die gesammelten Beobachtungen zusammenzustellen. Für viele Probleme konnten leider noch keine sicheren Lösungen gefunden werden ... (Ende)



«Nein,



verantwortungsbereite Elternschaft besteht nicht bloß im geplanten Weitergeben des Lebens. Das heutige Leben ist etwas ungeheuer Vielschichtiges, Kompliziertes, und unsere Kinder, an die wir «das Leben» weitergegeben haben, vermögen sich darin nicht ohne unsere Hilfe zurechtzufinden.

Diese nötige Lebenshilfe ist die Erziehung. Erziehen heißt: unsere Kinder das richtige Leben lehren. Dieser Lehrauftrag ist uns Eltern allen aufgegeben. Er macht unseren zweiten Beruf aus.

Es zeigt sich aber immer sehr bald, daß wir für diesen Beruf nur sehr mangelhaft vorbereitet sind. Jede Berufslehre verlangt von uns, daß wir mit dem Stoff, den wir zu bearbeiten haben, mit dem Material, das wir zu verarbeiten haben, innig vertraut werden. Genau so, wie der Handwerker seinen Werkstoff materialgerecht behandeln muß, soll auch der Erzieher wissen, welche Grundeigenschaften der kleine Mensch aufweist, mit dem er sich nun beschäftigen will.

Nie kann etwas Rechtes daraus werden, wenn ein Künstler das Material entgegen seinen wirklichen Eigenschaften behandeln wollte. Glas kann nicht mit dem Hammer, und Ton nicht mit dem Pinsel gestaltet werden. Aber wir Väter und Mütter glauben manchmal, daß es für die Erziehungskunst – nämlich für die bestmögliche Ausformung der Kinderseele – keiner besonderen Kenntnisse bedürfe.

Das ist ein Irrtum, der sich immer wieder rächt. Gewiß kennen wir «geborene Erzieher» mit einer reichen pädagogischen Intuition, die gleichsam